

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 122. Bromberg, den 2. Juni 1937

Das Erbe von Björndal

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(49. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

In der Stadt schien sich der Laden soweit zu halten. Auch mit dem jüngeren Holder war nicht viel los, er schien aber doch nach gutem Zureden von Dag und dem Anwalt allmählich Verstand anzunehmen. Mit seinem Vater gab es ständig Verdruß und Klagen. Er komme sich in seiner kleinen Behausung wie im Gefängnis vor und zeige sich am liebsten gar nicht auf der Straße. Dag hatte ihm erklärt, das sei seine eigene Schuld; aber er könne gern nach Borgland ziehen, dort habe er soviel Platz, wie er nur wünschen könne. Darauf hatte Holder geantwortet, Dag habe an ihm schon unchristlich genug gehandelt; ob er ihn etwa auf seine alten Tage noch zum Bauern machen wolle? Dag gefiel der Ton nicht, in dem er „Bauer" sagte; im übrigen war er froh, ihn nicht so nah auf dem Leibe zu haben.

Dag saß nachdenklich vor dem Kamin, die Füße auf der steinernen Kante. Er ließ seine Gedanken wandern, und bald flogen die Sorgen wegen Holder und sonst mancherlei mit dem Rauch zum Schornstein hinaus, und andere Bilder traten hervor. Wie so oft schon, wanderten seine Gedanken zum Totenberg hinauf. Wie anders hatte die Welt von dort oben ausgesehen; wie anders auch das Leben so Auge in Auge mit dem Tode. Unbegreiflich, daß Menschen einander niedertrampeln mögen auf dem kurzen Weg durchs Leben — zum Tode. Und doch — hatte er sich nicht selbst jahrelang in Haß verloren und den Blick von dort oben fast vergessen? Jetzt aber war es ihm wieder nah, ja, fast deutlicher als damals; denn er war inzwischen selbst tiefer in das menschliche Leben eingedrungen. Er hatte sich aus dem Haßdunkel zurückgefunden zu einer Lebensanschauung, die ihm immer klarer wurde.

Da war der Mann aus dem Süden mit seiner unverschämten Forderung. Auch über die Geschichte dachte er noch einmal nach. Und dabei wurde er sich bewußt, wie anders er im Leben gestellt war als die meisten Menschen. Verdankte er die Klarheit und Weite seines Denkens nicht dem Umstand, daß er nie den harten Kampf um das tägliche Brot zu führen brauchte? Er hatte tüchtig zugegriffen im Leben — aber niemals unter dem Zwang des Daseinskampfes. Alle seine Vorfahren hatten darunter gestanden, hatten sich ihrer Haut wehren müssen. Er genoß ihr Erbe, der erste der Sippe, der nie darunter gelitten hatte.

Er hatte jenen Mann wegen seines Neides streng verurteilt, wenn er es aber recht bedachte, dann hatte der, seit er erwachsen war, sicherlich nicht viel sorgenfreie Stunden gehabt. Kein Wunder, daß ein Mensch dann bitter und kleinlich wurde.

Dag erhob sich und wanderte durchs Zimmer. Nach Adelheids Schilderungen hatte sich sein Vater zu der Erkenntnis durchgerungen, daß die Pflichten gegen den Herrgott anders und strenger werden, wenn man keinen Kampf ums Dasein zu führen braucht. Und daß diese Pflichten des Wohlhabenden gegen Gott sich nicht in erbaulichen Gedanken erschöpfen, sondern unter den Menschen auf Erden erfüllt werden sollten. Und das hatte ihm so sehr am Herzen gelegen, daß er sich nicht auf Adelheid verlassen wollte, sondern in der Nacht zu ihm auf den Skarfjell kam, um es ihm selbst zu sagen — ja, er hatte tagelang gegen die Scheu ankämpfen müssen, die sie voreinander empfanden, weil es ihn unbezwinglich trieb, seine schwer errungene neue Lebensauffassung zu offenbaren; und in jener Nacht hatte er sich in dem kalten Wind auf dem Gebirge den Tod geholt. Damals hatte Dag seinen Vater zum letztenmal im Leben gesehen, und man soll die Worte eines Todgeweihten heilig halten.

Dag öffnete eine der Schubladen im Schrank und zog ein paar Papiere heraus. Dieselben, die er an jenem Herbsttag — mit den gleichen Gedanken — draußen liegen gehabt und unter dem Rechnungsbuch verborgen hatte, als Adelheid hereinkam. Er steckte sie in die Tasche, schloß die Schublade und — blieb nachdenklich stehen. Dann trat er zum Fenster und öffnete es, setzte sich und blickte in die Frühjahrsnacht hinaus. Der Frühling war aber noch nicht da. Es hatte zwar zu Anfang des Monats lange Zeit mildes Wetter geherrscht, so daß das Eis auf dem Fluß und auf den Bergseen zu bersten begann und der Eisgang einsetzte. Dann war es wieder kalt geworden und gab noch einmal Schlittenbahn. Er konnte das ferne Brausen des Flusses und das Krachen des berstenden Eises von hier aus hören. Er zog den betäubend starken Duft von Vorfrühling und Schnee ein. Er mußte jetzt ernstlich an die Ausführung seiner Absichten denken und in die Stadt fahren, zu seinem Anwalt. Morgen sollte es geschehen.

Es gibt in der menschlichen Seele Geheimnisse, von denen selbst die Nächsten nichts ahnen.

Adelheid hatte das Empfinden, es schlummre in Dags Gemüt etwas, tiefer drinnen als alles, was sie kannte. Sie hatte den Schlüssel zu diesem Geheimnis vor ihren Augen, aber sie sah ihn nicht.

Die drei Menschen, die Vater Dag aus seinem tiefen geistigen Schlafwandel geweckt hatten, diese drei hatte auch Dag gekannt, und sie hatten ihre Wirkung auch auf ihn nicht verfehlt. Es war in seiner Jugend gewesen, wo die Gedanken sich gestalten, zu denen man dann im späteren Leben immer wieder zurückkehrt — solange der Sinn frisch ist.

Dag hatte mit seinen scharfen Sinnen mehr von seines Vaters Handlungsweise gesehen und bemerkt, als ihm jemand zutraute, und hatte in unzähligen Stunden im Wald und an nächtlichen Feuern darüber nachsinnen können. Niemand kann auf Bergeshöhen oder im Wald von der menschlichen Kleinheit mehr sehen, als was er an Eindrücken aus dem Tiefland und seinem Leben mitgenommen hat — die Eindrücke aber können klarer werden, wenn man über und abseits vom Menschentrott steht.

Dag war einer von den Schweigsamen auf dieser Welt, und niemand ahnte, was er über seine Beobachtungen dachte. Damals auf dem Starfjell hatte er ein hartes Lächeln aufgesetzt, als der Vater sagte: „Die Habgier der Leute, die im Leben vorangekommen sind, die macht den Menschen das Leben so schwer."

Er hatte um seines Vater willen mit Adelheid hierüber nicht sprechen mögen, aber einmal mußte seine Anschauung vom Leben hervortreten — und zwar durch die Tat, ehe er sie in Worte faßte.

Dag schloß das Fenster und ging auf die Tür nach der Diele zu; aber mitten auf dem Wege hielt er inne. An den Schläfen ergraut, nahe den Fünfzig, fast so aufrecht und kräftig wie in seiner Jugend — ein Kind des Waldes an Leib und Seele.

10.

Von allen Seiten kamen Menschen herbeigeeilt. Die Brücke war fortgerissen. Und das Schlimmste war: ein kleiner Junge war darauf gewesen. Eine Schar Buben hatte auf der morschen Brücke gespielt, denn Jungen wollen immer da sein, wo etwas los ist. Die Brücke war lange nicht mehr befahren worden, und verständige Leute hatten schon warnend vorausgesagt, der Eisgang im Frühjahr werde sie mitnehmen, da sie so baufällig sei. Aber gerade deshalb trieb es wohl die Kinder dorthin. Die Brücke stand ja, solange sie lebten, sie würde wohl auch noch einen Tag länger halten. Und so war es denn geschehen.

Alle anderen hatten sich ans Ufer gerettet, als die Brücke zusammenkrachte, nur der kleine Iver Tjernbraten, der immer den rechten Augenblick verpaßte, war mit hinuntergestürzt. Er klammerte sich jetzt an dem vereisten Mittelpfosten fest und konnte nicht vorwärts und nicht zurück. Unter ihm schoß der angeschwollene Fluß hin, und die Eisschollen krachten gegen die Trümmer der Brücke und zwängten sich strudelnd zwischen ihnen durch. Hinter der Brücke bildete der Fluß eine Schnelle, die das Eis an sich saugte, und die noch stehenden Pfeiler und hinabhängenden Trümmer der Brücke schwankten und drohten jeden Augenblick abzutreiben.

An beiden Ufern des Flusses sammelten sich Menschen und blickten entsetzt auf das frische junge Leben, das da in die Tiefe sollte. Denn der Kleine draußen an dem Brückenpfeiler war unrettbar verloren. Auf den Resten der Brücke, die noch standen, konnte man nicht hinauskommen, und kein Boot vermochte sich zwischen die Eisschollen durchzuzwängen. Weiber und Männer und Kinder strömten von allen Seiten herbei, aber sie konnten nur dabeistehen und auf das Brausen des Flusses horchen und auf das herzzerreißende Schreien des armen Kindes, konnten nur zusehen, wie die Schollen Pfosten um Pfosten mitrissen. Der Himmel war schwer und trüb, mit jagenden Wolken, und der Abend brach herein.

Da kam von Süden her ein Mann die Landstraße heraufgefahren. Er mußte wohl den Menschenauflauf unten um die weggerissene Brücke bemerkt haben; denn er hielt sein Pferd an.

Alle sahen, wer es war. Ein paar halbwüchsige Jungen rannten zur Landstraße hin, ihm das Geschehene zu berichten.

Dag Björndal befand sich auf dem Heimweg von der Stadt. Er hatte kaum den atemlosen Bericht der Jungen vernommen, als er schon zur Brücke hinunterlenkte. Ein Aufatmen ging bei seinem Kommen durch alle. Nicht, weil er hier noch etwas helfen konnte. Aber wo ein Björndaler machtlos war, da waren andere jeder Verantwortung ledig. Dag hielt an, wo der Weg steil die Böschung hinablief, und sah hinunter, ohne abzusteigen. Alle starrten ihn an in der Erwartung, er werde den Kopf schütteln. Aber er blickte zum Fluß hinunter und wieder hinauf und kratzte sich am Kopf.

Der Junge an dem Brückenpfosten mußte eine Weile benommen gewesen sein, denn er hatte lange keinen Laut mehr von sich gegeben; jetzt aber schrie er wieder gellend, daß es allen durch Mark und Bein ging.

Dag lenkte sein Pferd vom Wege ab, am oberen Rand der Uferböschung hin. Er wollte offenbar einen besseren Überblick gewinnen. Auf die Menschen am anderen Ufer wirkten das Pferd und der Mann im Schlitten, wie sie sich da dunkel gegen den Abendhimmel abzeichneten, gleich einer gespenstischen Erscheinung und weckten die Vorahnung von Ereignissen, die über allem Verstand waren.

Die Leute auf dem diesseitigen Ufer waren auf Dag zugeströmt. Sie hielten sich in gemessenem Abstand, doch immerhin so nah, daß sie sein stark vorgebeugtes Gesicht sehen konnten, seinen ruhig flußabwärts schweifenden Blick, seine Hände, die leicht mit den Zügeln spielten, um das Pferd bei Aufmerksamkeit zu halten. Auch diese Leute überkam das Vorgefühl unfaßlicher Ereignisse. Sie sahen, wie sich sein Blick auf irgend etwas weit oben im Fluß heftete und es gespannt verfolgte, wie es näher und näher kam. Alte Sagen und Erzählungen von der schier unbegreiflichen Tollkühnheit der Björndaler spukten in den Köpfen. Aber keiner wußte zu erzählen, daß hier im Wald jemand eine blitzschnelle Fahrt über treibende Eisschollen gewagt hätte, während die sich grade zusammenpreßten, und keiner ahnte, daß Dag eben auf eine solche Gelegenheit wartete. Eine Tollkühnheit hier, wo der Strom so breit und das morsche Pfahlwerk der Brückenpfosten die einzige Stütze gegen das Saugen der Stromschnelle war. Dag sah dies alles; aber . . .

Eine Frau, die bisher ganz unten an der Brücke gestanden hatte, gesellte sich jetzt zu den übrigen. Es war die Mutter des Kleinen. Sie hielt die Schürze vors Gesicht und weinte laut und drängte sich durch den Haufen zu Dag hin. „Gott im Himmel, gibt es denn keine Rettung?" jammerte sie.

Dags Blick verfolgte eine große Eisscholle, die auf die Brücke zutrieb und sich zwischen den Pfeilern festsetzte. Kleinere Schollen schurrten an ihr und stauten sich hinter ihr und den Brückentrümmern. Die krachten und wankten, und der Strom unterhalb der Brücke murrte und zog, aber es trieben immer mehr Schollen an und schoben sich gegen die anderen.

Wieder begann das Kind gellend zu schreien, und jetzt klang ein unerträgliches Entsetzen aus seiner Stimme. Die Mutter jammerte Dag wieder und wieder dieselben Worte ins Ohr.

Dags Söhne waren einmal auch in dem Alter gewesen wie das Wurm dort unten, und er hatte sie sehr geliebt. Den Blick auf den Fluß gerichtet, sagte er still, als antworte er auf die Klage der Mutter: „Nun denn, in Gottes Namen!"

Hiermit ließ er die Zügel locker, und die Peitsche sauste auf den Gaul nieder. Es ging die Böschung hinunter, daß der Schnee stob, aufs Eis des Flusses hinaus, die Hufe trafen auf Eis und trafen auf Wasser, hochauf spritzte es vor dem Pferd — ein Bein drinnen, drei draußen, aber unaufhaltsam ging es über den Fluß in sausender Fahrt. Dag beugte sich nach rechts zum Schlitten hinaus, holte mit dem Arm weit aus und riß den Jungen an sich; und . . . dann — gaben die Brückentrümmer nach. Pferd und Schlitten, Eis und Pfeiler alles schoß in die Stromschnelle hinaus und verschwand im Gischt . . .

Niemand wußte später zu sagen, ob man es offenen Augen mit angesehen hatte, aber gesehen hatten es alle.

Lange währte es, bis sich jemand rühren konnte, schließlich aber setzten sie sich in Bewegung, einer nach dem anderen, ein grauer Zug in der Abenddämmerung am Flußufer hinunter.

Jemand hatte die Geistesgegenwart, einzuspannen und nach Norden zu fahren, um die Björndaler aufzubieten.

Viele Wagen und Leute mit brennenden Fackeln fuhren in dieser Nacht von Björndal aus. Ganz oben am Taleingang teilten sie sich und eine Gruppe ging bei der Nordbrücke über den Fluß, so daß beide Ufer im Fackelschein abgesucht werden konnten.

Adelheid hatte sich die ganze Nacht hindurch wieder und wieder auf den Balkon vor ihrer Kammer geschleppt und sich die Augen nach den nächtlichen Höhen von Hammarbö blind gestarrt. Sie wollte eben hineingehen, als sie oben am Wald einen schwachen Lichtschein entdeckte. Er verschwand, tauchte aber wieder auf, und jetzt konnte sie deutlich Fackeln unterscheiden. Sie kamen langsam — ach, so langsam die Hügel herunter. Adelheid schloß die Augen und taumelte hintüber gegen die Tür, kam aber wieder hoch und starrte hinaus. Da schwenkten sie in den Hofplatz von Hammarbö ein, der Schein der Fackeln streifte die Häuser. Aber — sie fuhren nicht weiter. Weshalb hielten sie dort?

(Schluß folgt.)

Baden zwischen Badeweibern!

Merkwürdige Badesitten der Vergangenheit.

Die Badesaison ist da, und mit Wonne stürzt sich alt und jung ins nasse Element. Wir kennen es gar nicht anders, und das Bad im Freien, im Meer oder im Flüßchen oder See ist uns zur unentbehrlichen Erfrischung in den heißen Sommermonaten geworden. Das war nicht immer so. Es ist kaum hundert Jahre her, als das Seebaden noch durch allerlei behördliche Regeln stark eingeschränkt war, die uns heute geradezu als grotesk anmuten.

Die Engländer waren die ersten, die das Seebaden sozusagen „entdeckten". Im 18. Jahrhundert kannte man an der englischen Küste zum Baden das zweiräderige Fuhrwerk. Es war ein Badekarren mit einem kleinen Bretterhäuschen, in dem vier bis sechs Personen Platz hatten. Es hatte zwei Türen, die eine öffnete sich nach dem Meere zu, gegen den Kutscher und das Pferd, die andere nach rückwärts, von wo eine kleine Treppe ein paar Stufen bis auf den Meeresboden hinabführte, damit man „untertauchen" konnte. Dann aber war an dem Karren meist noch ein großes Sonnenzelt angebracht, das man aufziehen und herunterlassen konnte.

Dieser Badekarren wurde nun von dem Fuhrmann in den See hineingeführt. Die Insassen — es durften selbstverständlich nur Familienmitglieder zu gleicher Zeit einen Karren benutzen — kleideten sich aus, und während dieser Zeit baute der Kutscher das Zelt auf. Und nun kommt das Merkwürdigste: Das Baden selbst ging nämlich hinter diesem Zelt vor sich. Der Badende stieg die kleine Treppe hinab ins Wasser — sah aber rings um sich nichts als die grauen Zeltwände!

Der Hofrat und Professor der Universität in Rostock Samuel Gottlieb Vogel hat diese Einrichtung seinerzeit dem Herzog von Mecklenburg empfohlen, und tatsächlich wurde 1793 das erste deutsche Seebad in Doberan eingerichtet. Besagter Professor Vogel hat in seiner Denkschrift die englischen Badesitten ziemlich eingehend geschildert. Er schreibt darin: „Das Frauenzimmer zieht sich im Wagen aus und legt ein Badekleid aus Flanell auf den bloßen Leib. Auf einmal öffnet sich dann die Tür des Badewagens, und die alte oder junge Dame erscheint barfuß und ohne Bedeckung des Hauptes. Sie wird dann von zwei starken Weibern unter die Arme gefaßt und an das Wasser gebracht. Indem das eine Weib die Badende mit untergeschlagenen Armen am Kopfe, das andere an den Füßen, horizontal an der Erde hält, schlägt eine Welle, die angerollt kommt, über die Badende her. Wenn dieses mit drei oder vier anderen Wellen wiederholt wird, wird die auf diese Weise Gebadete wieder auf die Füße gestellt und in den Badewagen zurückgebracht, wo sie sich wieder ankleidet."

Fast ungeheuerlich mutete damals allerdings der Vorschlag des Rostoker Gelehrten an, auf Badehemden und Badekleider ganz zu verzichten, da der Körper nach Möglichkeit entblößt sein müßte. Zur Sicherheit aber schlug Professor Vogel vor, an die Damen „eine Art von losem Anzug" zu vermieten, damit sie auch im Seebad „das Sicherheitsgefühl der Bekleidung empfinden, das der Unschuld selbst im Weltmeer wie in der dicksten Finsternis immer heilig ist."

Im Jahre 1817 erlebte die französische Stadt Calais eine wahre Sensation, denn an diesem Tage nahm die Herzogin de Berry, die eine unternehmungslustige Frau war, als erste ein öffentliches Seebad. Es war ein ungeheures Ereignis. Die Herzogin war wie für einen Ball angezogen. Da sie aber keinesfalls allein in das nasse Element gestiegen wäre, mußte sich der Bürgermeister von Calais bequemen, die hohe Frau zu begleiten. Auf zehn Schritt Entfernung folgte er ehrerbietig der Herzogin, wobei er Frack, Zylinder und weiße Handschuhe trug. Am Strand stand eine riesige Menschenmenge, die das ungewohnte Schauspiel aufgeregt verfolgte. Der Bürgermeister stand bis zum Hals im Wasser — den Zylinder hielt er mit der Hand in der Luft — und wartete, bis die Herzogin vor ihm, majestätischen Schrittes, sich wieder ans Land begab.

Viel älter als die Sitte, Seebäder zu nehmen, ist die Gewohnheit, in Heilbäder zu reisen. Und auch eine ganze Reihe deutscher Badeorte ist schon zur Zeit der Römer wegen ihrer Heilkraft berühmt gewesen. So weiß man, daß die Römer gern Wisibadum, Wiesbaden, und Badeum, das heutigen Baden-Baden besuchten. Im 14. Jahrhundert besaß Wiesbaden im ganzen 11 Bäder. Auch Aachen war schon zur Römerzeit berühmt, die selbst hier die ersten Bäder angelegt haben, die Karl der Große später herrichten ließ. Karl der Große hat hier auch das erste Schwimmbad geschaffen — ein großes Bassin mit Sitzen rings herum. Die Chronik erzählt: „Er hat sich gar oft gebadet und geübet im Schwimmen, und nicht allein seine Kinder, sondern auch seine eigenen Diener und Aufwärter mit sich zu baden genötiget, also daß bisweylen hundert Personen mit ihm im Bad gewesen."

Seit vielen hundert Jahren war schon Pyrmont als Heilbad bekannt. Noch heute stehen die Häuser, in denen der Große Kurfürst, Peter der Große, Friedrich der Große, die Königin Luise und Goethe gewohnt haben. In einer alten Braunschweiger Chronik aus dem Jahre 1367 kann man lesen, daß nach Pyrmont „besonders viele alte Weiber reisten, um wieder jung zu werden"

Eines der ältesten deutschen Bäder ist Wildbad, obwohl man es früher nur schwer erreichen konnte. Schon 1367 wird der Ort erstmalig als Kuraufenthalt Eberhard des Greiners erwähnt . . . Josefine Schultz.

Die teuflische Verwandtschaft.

Anekdote von Eilhard Erich Pauls.

Sie haben es nicht immer so ganz leicht gehabt, die Engländer, — mit ihren deutschen Königen nämlich. Und was hier erzählt wird, gehört zum deutschen Geschehen und der deutschen Geschichte, obwohl es sich um einen englischen König handelt. Georg der Zweite war als Sohn eines deutschen Kurfürsten geboren und blieb Hannoveraner, auch als er über vier Königreiche herrschte, welche hießen: England, Schottland, Leibniz und Newton. Und Karoline, seine Gemahlin, war als Ansbachsche Prinzessin zur Welt gekommen. Sie konnten sich beide, die sie Deutsche waren, nur schwer daran gewöhnen, daß in England die Parteien herrschten.

Und nun sollte Reverend Taylor Hauptpfarrer an Westminster werden. Da aber das so viel wie Oberhofprediger in Berlin und eine gut versehene Pfründe war, so lag das Ernennungsrecht beim König. Und aus demselben Grund empfahlen die Minister aus der Partei der Whigs, der Rundköpfe und Königsmörder, einen der Ihrigen, den Reverend Taylor, der nur der Nachkomme eines berühmteren Ahnen war. Aber, was in England viel galt: er war ein beliebter Kanzelredner und hatte dem König einmal gewaltig die Leviten gelesen. Darum wollte natürlich Georg gerade ihn nicht, durchaus nicht wollte er diesen Mister „Schneider" zum Beichtvater haben. Er wurde wütend und bewies den hohen Lords damit, daß er ein Deutscher war und geblieben war. Sir Richard Walpole, der Erstminister und in beiden Inselreichen mächtig, das Haupt der Whigs, tat nun, was er in solchen Fällen zu tun gewohnt war. Er steckte sich hinter Karoline. Aber die versagte, was seine guten Gründe hatte. Sie ließ sich sonst nämlich gehorsam von dem Minister leiten, weil der König, was für jene Zeit sehr achtenswert war, in sie als einzige Frau verliebt war, und Sir Richard wähnte, daß er sie beherrschte und durch sie den König. Aber Karoline ließ sich nur mängeln, wo es ihr paßte, und sie war es, die den Minister und durch ihn den König beherrschte. Zum Heile Englands natürlich. Aber dazu kam ihr ein Beichtvater, der sich nicht scheute, dem König seine Sünden vorzuhalten, sehr gelegen.

Lord Chesterfield trat mit dem ausgeführten Ernennungsdiplom, darin nur noch der Name fehlte, in das Kabinett. Der König beachtete ihn nicht. Die Königin zuckte gleichmütig die Achseln. Und Sir Richard nagte erregt an seiner Unterlippe. Denn dies sah aus, als würde es eine Niederlage des Whigs-Ministeriums, und die Tories, diese Kanaillen der hohen Kirche, wie man sie titulierte, warteten vielleicht draußen schon auf die Nachfolge.

So trat denn Lord Chesterfield an den König heran, langsam und zaghaft, noch feierlicher als sonst, und hielt die Feder zur Unterschrift in der Hand. „Welchen Namen befehlen Majestät, daß ich eintrage?" fragte er leise.

Da schnob ihn der König an. So viel Englisch hatte er gelernt. „The devil — den Teufel!" schrie er und schlug mit der Faust auf den Tisch.

Aber Chesterfield nahm nur die Feder und schickte sich an, in das Diplom hineinzuschreiben, was befohlen war. Gönig Georg riß die Augen auf und blickte ihn groß an. Lord Chesterfield setzte zu schreiben an. Die Adern an den Schläfen des Königs traten dick und blau hervor. Da stutzte der Minister. Er verbeugte sich. In seinen Mundwinkeln zuckte es ein ganz klein wenig. Lord Chesterfield stellte seine Frage in ehrerbietigstem Tone. „Befehlen Eure Majestät, daß die Ausfertigung die gewöhnliche Form behalten soll: „So ernennen Wir zum Pfarrer von Westminster — Unsern getreuen und geliebten Vetter, den Teufel?"

Es stand ihnen allen das Herz still. Aber Georg der Zweite war eben doch ein Deutscher. Er lachte laut auf, er schlug sich auf die Schenkel und lachte unbändig.

So war das Ministerium gerettet und es wurde Reverend Taylor nach Westminster berufen.

Neue Funde für Danzigs Paramentenschatz — dem reichsten der Welt.

(Von unserem Danziger Mitarbeiter)

Für kirchliche Meßgewänder und Stickereien und Webereien für kirchliche Zwecke ist die Danziger Marienkirche eine ganz einzigartige Schatzkammer. In Danzig allein sind mehr italienische Gewebe vorhanden als in ganz Italien. In ganz Norddeutschland sind ebenfalls mehr Gewebe als in Italien. Und St. Marien war so reich an Geweben, daß es in den siebziger und achtziger Jahren noch an alle große Textilsammlungen der Welt von seinen Schätzen abgeben konnte.

Wenn in Italien heute weniger Paramente vorhanden sind als in Danzig, so liegt das daran, daß diese wertvollen mittelalterlichen Stickereien und Webereien überall da, wo der Ritus geblieben ist, verbraucht wurden. Es gab aber auch eine ausdrückliche Bestimmung, daß zerschlissene kirchliche Textilien verbrannt werden mußten, es gab sogar besondere Begräbnisstätten für verbrannte Paramente, die unter keinen Umständen in profane Hände fallen sollten.

Nun hat der Direktor des Stadtmuseums, Professor — Mannowsky, zu den reichen schon vorhandenen Paramenten eine Fülle neuer entdeckt. Man wußte vor 50 Jahren um diese Schätze — seither aber waren sie verschollen. Jetzt hat sie Professor Mannowsky in der Barbarakapelle in einer Lade entdeckt; lieblos zusammengeknüllt, trugen sie den Staub der Jahrzehnte. Die Reinigung der Fundstücke war eine schwierige Sache und mußte mit größter Sorgfalt vorgenommen werden.

Am Freitag, 7. Mai, führte Professor Mannowsky seine Funde, die bereits wirkungsvoll zur Schau gestellt waren, im Stadtmuseum einem kleinen Kreis von Pressevertretern vor als Auftakt zu der Ausstellung, die sie der Allgemeinheit zeigt.

Das Prachtstück ist eine fast 2 Meter große Decke aus Goldbrokat, etwa um 1380 in Lucca gewebt, mit orientalischen Seiden im Streifenmuster und deutschem Damast besetzt. Der deutsche Wolldamast ist ein Mischgewebe aus Wolle und Leinen. In seinem Muster zeigt das Fundstück keine kirchlichen Motive, sondern Jagdmotive, einen Jagdleoparden, einen Schwan, gotische Buchstaben. Es sind Muster wie sie vor allem bei Prunkentfaltungen an italienischen Fürstenhöfen gezeigt wurden. Wundervoll zart sind die Farben, hellrosa, erdbeerfarben, hellgrün.

Die Luccäser Webereien des 14. Jahrhunderts waren berühmt wegen der Lebendigkeit der Tierdarstellungen und diesen Ruhm rechtfertigt noch heute dieses Stück.

Diese Luccäser Webereien und Brokatwirkereien gehören zu den kostbarsten und seltensten Geweben, die wir überhaupt aus dem 14. Jahrhundert kennen.

Herrlich sind auch in Danzig gefertigte Altardecken aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, sogenannte Mittelstücke, die unter den Kelch gelegt wurden. Prof. Dr. Mannowsky erzählte im Laufe seiner Führung, daß in Danzig damals zweifellos eine bedeutende Stickerschule war. So wird in Stockholm wiederholt der Alba—Sticker von Danzig erwähnt. Solcher Mittelstücke besitzt St. Marien drei Dutzend, zu denen jetzt noch 1/2 Dtz. ganz besonders schöner hinzu entdeckt wurden. Es handelt sich um Leinenarbeiten mit narbiger Seidenstickerei, denen man ein Alter von 500 Jahren sicht ansieht.

Eine Decke zeigt die Verkündigung mit dem vier Nothelferinnen Katharina, Barbara, Dorothea und Margaretha und hat eine italienische Borte aus Seidensamt. Die zweite stellte die Kreuzigung dar „Evangelisten—Symbole, Heilige und Stifter, eine Dritte die Krönung Marias, Evangelisten—Symbole usw., eine vierte wieder die Kreuzigung dar. Bei diesen Arbeiten zeigt sich ein ganz anderer Farbengeschmack als bei den Luccäsern. Bei den Danziger Arbeiten sind die Farben kräftig und noch heute leuchtend. Im Paramentenschatz waren bisher keine so schönen Stücke. Die Borten sind italienischer Brokat. Von ganz besonderer Zartheit der Empfindung sind Stickereien auf einem Kelchtüchlein in gleicher Art mit breiter dichter bestickter Borte. Die Stickerei stellt die Verkündigung dar.

Wir sehen Schriftborten in einzigartiger Gobelinweberei, in vergoldeten Kupferbuchstaben auf Am—Samt., Corporale, eine Sargdecke, wieder eine kostbare Luccäserarbeit aus dem 15. Jahrhundert, Nackentücher und in ganz herrlichen Farben, Muster— und Webarten, zehn Antependien, Altarvorhänge, aus dem 14. und 15. Jahrhundert, eine Riesen—Alba mit Stola und Cingulum—Kostbarkeiten, die in der ganzen Welt berechtigtes Aufsehen erregen werden.

F. A. M.



Lustige Ecke



Ein fragender Blick.

August Strindberg saß mit einem Freund in einem Pariser Lokal. Nachdem sie mehrere Flaschen Wein getrunken hatten, nahm Strindberg seine Geldbörse aus der Tasche heraus, öffnete sie und schaute lange hinein.

„Was studierst du darin?" fragte sein Freund.

„Ich sehe nach, ob ich noch Durst habe", erwiderte Strindberg.

*

Das Pulver.

„Ich kann in der Nacht nicht schlafen und da möchte ich ein Pulver."

Apotheker: „Insektenpulver oder Schlafpulver?"

*

Und so weiter.

Mister Blair (nachdem der Abendtisch abgedeckt ist): „Nun, Liebste, was planst du für heute abend?"

Mistreß Blair (ihre Schultern hebend): „Nichts Besonderes. Ich werde wahrscheinlich ein oder zwei Briefe schreiben, lesen, Radio hören und so weiter."

Mister Blair: Na ja. Wenn du bei „und so weiter" angekommen bist, vergiß nicht meine Hemdknöpfe."

*



„Was soll das heißen — Sie sitzen mit meiner Tochter auf dem Schoß? Wollen Sie augenblicklich mein Haus verlassen!"

„Kann ich leider nicht, Herr Direktor. mein Bein ist eingeschlafen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.